This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
S3340
B79

B 969,218

Deutsche Vorträge.

Viertes Heft.

Das Ahnungsvolle

in

Schiller'schen Frauencharakteren.

Vortrag

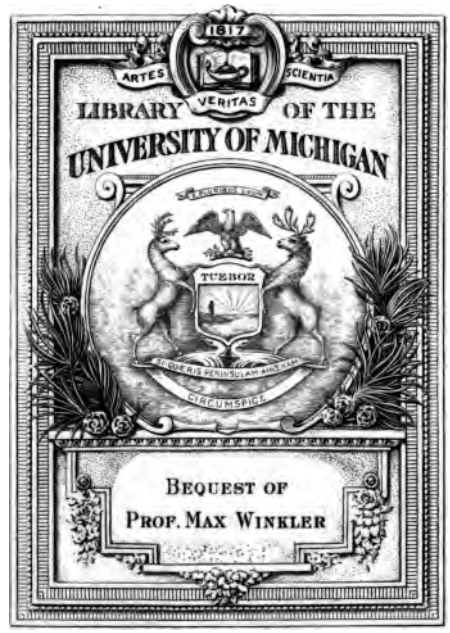
zum Besten der Diakonissen-Krankenanstalt in Posen

am 16. Februar 1880 gehalten

von

Dr. Robert Boxberger.

Posen,
Merzbach'sche Buchdruckerei.
1880.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

838
S334
B79

Das Ahnungsvolle

in

Schiller'schen Frauencharakteren.

Vortrag

zum Besten der Diakonissen-Krankenanstalt in Posen

am 16. Februar 1886 gehalten

von

Dr. **Robert Boxberger.**

Posen,
Merzbach'sche Buchdruckerei.
1886.

Gift
Whittier Bequest
1-8-21

Verehrte Versammlung!

Den 25. März 1799 hatte Schiller seinem Freunde Körner den fertigen Wallenstein in der Handschrift übersandt. Den 9. April darauf machte Körner in einem Briefe an Schiller den Versuch, sich und ihm von der Wirkung des Stückes Rechenschaft zu geben. Dieser Versuch ist eine der herrlichsten Kritiken, die bis jetzt noch über dieses unstreitig großartigste aller Schillerschen Dramen geschrieben worden sind. Man hat jetzt die öffentlich erschienenen zeitgenössischen Urteile über die einzelnen Schiller'schen Werke gesammelt; nur wenige darunter zeigen ein wirkliches, ausreichendes Verständnis für Schiller's dichterischen Genius, fördernd für sein dichterisches Schaffen ist keines derselben gewesen, ich müßte denn die Kritik meines Erfurter Landsmannes Timme über die „Räuber" ausnehmen, die in der „Erfurter Gelehrten Zeitung" erschien, die nach einer ganzen Reihe sehr gerechter und scharfsinniger Ausstellungen, doch der Größe dieses neu aufgehenden Dichtergestirns in vollem Maße gerecht ward und von ihm weissagte: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser junge Dichter!" Noch nie ist eine Prophezeiung glänzender in Erfüllung gegangen. Aber das Schicksal hatte auf andere Weise dafür gesorgt, daß Schiller nicht ohne beratende Teilnahme und Förderung in seinem dichterischen Schaffen bliebe: es hatte ihm auf seinem, mitunter doch recht beschwerlichen Lebenswege ein Triumvirat von Freunden nach einander zugeführt: Körner, Wilhelm von Humboldt und Goethe, von denen jeder nach seinen besonderen Geistesgaben den Beruf empfangen hatte, kritisch beratend, verständnisvoll und innig genießend und zu neuem Schaffen anspornend, also in jeder Hinsicht anregend und

fördernd auf den dichterischen Freund einzuwirken und ihm das ästhetische Gewissen zu schärfen. Die Briefwechsel mit diesen drei Freunden sind noch jetzt — das ist meine feste Ueberzeugung — das Lehrreichste und zugleich Anregendste, was über das Wesen der Schiller'schen Poesie nachgelesen zu werden verdient. In jener Besprechung des Wallenstein nun sagt Körner: „Ohne den Behelf der Ueberraschung hast Du die Stimmung, die sonst gewöhnlich nur der fünfte Akt hervorbringt, durch den ganzen zweiten Teil (so nennt er „Wallensteins Tod") zu erhalten gewußt, und doch ist das ununterbrochen Tragische nicht peinigend, sondern erhebend. Auf Wallensteins Grabe steht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zusammengesetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit erhabener Rührung, die uns selbst auf einen höheren Standpunkt versetzt. Das Schmerzliche des Schicksals verschwindet über dem Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur." Und später: „Was den Dialog betrifft, so finde ich mehr poetische Pracht im ersten Teile, und im zweiten mehr Korrektheit des Gedankens, wenn auch der Ausdruck hier und da noch unvollendet ist. Solche Uebergänge ins Lyrische, wo man mehr den Dichter als die redende Person hört, und die man oft in Deinen früheren Werken findet, sind seltener im zweiten Teile als im ersten. Dahin rechne ich aber keineswegs die gereimten Schlüsse an den bedeutenden Stellen. Ein lyrischer Schwung dieser Art, der durch die Situation motiviert ist, thut oft die köstlichste Wirkung. Meine Lieblingsstellen unter dieser Gattung sind der Schluß der 7. Scene des 2. Aktes im 1. Teil, wo Thekla im Ton einer Kassandra spricht, und am Schluß des 4. Aufzugs im 2. Teil." Soweit Körner, der damit die zwei Monologe der Thekla meint. „Wo Thekla im Ton einer Kassandra spricht" — die öftere Erwägung dieser Stelle ist es, die mir zuerst den Gedanken eingegeben hat, Sie, hochverehrte Versammlung, auf eine kurze Stunde von „dem Ahnungsvollen in Schiller'schen Frauencharakteren" zu unterhalten. Sie werden dabei zunächst an die „Jungfrau von Orleans" gedacht haben; und allerdings lag hier die Vergleichung mit jener unglücklichen Unglücksprophetin des Altertums so nahe, daß kein Erklärer dieser Dichtung, Götzinger

an ihrer Spitze, sie übersehen hat. Aber gerade deshalb muß es mir gestattet sein, mich hierüber etwas kürzer zu fassen, ausführlicher dagegen Wallenstein's Thekla mit Priamus' Kassandra zu vergleichen, da ich mich nicht erinnern kann, daß, trotz der Körner'schen Briefstelle, diese Parallele schon von einem Erklärer Schiller's in nähere Erwägung gezogen worden wäre.

Wer war Kassandra? Aus welchen Dichtungen des Altertums lernte Schiller sie kennen? Wie gestaltete sich dieser wunderbar tief angelegte Charakter in Schiller's Kopf und in seinen Dichtungen? Endlich: welche verwandten Züge weist Schiller's eigener, dichterischer und menschlicher, Charakter mit jenem prophetischen Mädchen der antiken Dichtkunst auf? Denn daß eine solche geistige Verwandschaft wirklich vorhanden ist, das beweist schon der Umstand, daß Schiller die Kassandra nicht bloß in zweien seiner Gedichte auftreten läßt (in „Kassandra" und im „Siegesfest"), sondern sie auch in zweien seiner dramatischen Dichtungen reproduziert, in der Thekla und in der Jungfrau von Orleans. Ja, es läßt sich noch mehr behaupten: eben vermöge dieser inneren Verwandtschaft, dieser Kongenialität, hat Schiller jenem Charakter, der in der antiken Dichtung, bei dem im Ganzen doch mehr der heiteren Seite des Daseins zugewandten Volke der Griechen, doch eigentlich nur skizzenhaft angelegt ist, das volle dichterische Leben eingehaucht. Es geht ihm mit diesem Charakter noch in höherem Maße, wie mit jenem, gleichfalls aus dem Altertum entlehnten, eines Götterverächters, des Ajax Oïleus, den Schiller, gleichfalls vertieft, in zwei seiner Dichtungen, zunächst im „Siegesfest" in eigener Person auftreten läßt und in der „Jungfrau von Orleans" als Talbot reproduziert. Im „Siegesfest", auf das wir ohnehin näher eingehen müssen, heißt es von ihm:

„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oïleus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron.
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kehrt zurück.

Wenn man sich erinnert, daß nach einer, Schiller recht wohl bekannten Erzählung des Altertums Ajax Oïleïus für seinen fortgesetzten frevelhaften Trotz gegen die Götter von Zeus durch einen Blitzstrahl zerschmettert wurde, so wird man den Charakter Talbot's und besonders seine Sterbescene in der „Jungfrau von Orleans" erst recht verstehen. Er ist der einzige, der an einen Bund der Jungfrau mit übermenschlichen Mächten nicht glaubt. Auf Burgund's Worte:

Das muß uns trösten: Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden,

antwortet er entrüstet:

Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Gespenst des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel
Für eure Feigheit — Eure Völker floh'n zuerst.

Und nun hören wir ihn in seiner Sterbescene, einer der ergreifendsten, die aus Schiller's Feder geflossen sind, und in der wir wohl den Schluß seines „Julianus Apostata" wieder erkennen müssen, den er einst zum Helden eines Dramas machen wollte. Der ruhmreiche Held endet in Verzweiflung, weil er an eine höhere Lenkung der Weltgeschicke nicht glauben mag, von der doch eben sein Tod Zeugnis giebt:

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn — Rheims ist verloren,
So eilt Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin,
Soeben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband ab).

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

Und als er aus Lionel's Munde erfährt, daß die Jungfrau unwiderstehlich vordränge, da ruft er aus:

Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist Du denn, wenn Du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — denkt
An euren Schöpfer!

Talbot.

Wären wir als Tapfere
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?
— — — — — — — — — —
Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth.

Kehren wir nun zurück zum „Siegesfest!" Nach der einleitenden Schilderung beginnt die Reihe der Scenen, die uns Schiller auf dem Hintergrunde der rauchenden Trümmer Troja's vorführt, mit einer solchen, wie sie für Schiller's An-

schauung vom Wert des Lebens nicht bezeichnender gedacht werden kann:

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.

Und selbst der Chor, der in diesem Gedichte wie in dem in gleicher Strophenform geschriebenen „Lied an die Freude", dazu berufen ist, trotz der, oder auch eben wegen der ernsten Auftritte im Menschenleben zum raschen Genuß der Freude zu mahnen, fällt hier gewissermaßen aus der Rolle und klagt mit den Klagenden:

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn!
O wie glücklich sind die Todten!

Und am Schluß des Gedichts, nachdem noch Hecuba, die Schmerzensmutter, die mater dolorosa des Altertums, ermahnt worden ist, ihre unendlichen Sorgen in Wein zu ertränken, spricht Kassandra in unvergleichlicher Weise ihre Ansicht von dem Wert und Bestand der irdischen Dinge aus:

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.

Ich wiederhole: man muß bedenken, daß dieses Lied von Schiller zwar nicht gerade an die Freude, aber doch zur Erhöhung der geselligen Freude gedichtet ist, und in demselben Versmaß wie jenes an die Freude, welches seiner Zeit in jedem geistig gehobenen geselligen Zirkel gesungen wurde. Am 18. Au-

gust 1803 schreibt Schiller an Wilhelm von Humboldt, indem er das „Siegesfest“ überschickt: „Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht entstanden ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Zirkel singen hört, schlagen fast alle in den platten, prosaischen Ton der Freimaurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie giebt; deswegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der Homerischen Zeit gewählt und die alten Heldengestalten der Ilias darin auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus und wandelt in besserer Gesellschaft.“ Gleichwohl ist unser Dichter nichts weniger als Pessimist: eben jener Ausspruch der unglücklichen Kassandra von dem Unbestand aller irdischen Dinge legt dem Chor die Mahnung zum Genuß der Gegenwart in den Mund, womit das Gedicht schließt:

Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her.
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben.

Das entspricht ganz dem Charakter der Deutschen, die, wenn sie einmal sich in Gesellschaft recht heiter gestimmt fühlen, gewiß zu singen anheben:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten
Daß ich so traurig bin.

Es entspricht aber auch der Natur des Menschen überhaupt, dem zu seinem Heile die göttliche Vorsehung das Loos der Zukunft in Nacht getaucht hat. Kein Loos ist unsicherer, als das des Soldaten vor der Schlacht, und doch habe ich nie fröhlichere Menschen gesehen als in den Kampf ziehende Krieger. Auch dieser Stimmung hat Schiller beredten Ausdruck geliehen in seinem „Reiterlied“:

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Braucht nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Aber freilich, dazu gehört, daß es eben ungewiß sein muß, wann uns das Todeslos trifft, denn der Tod an sich, der uns ja gewiß ist, kann, wie Schiller selbst kurz vor seinem eigenen Tode sagte, kein Übel sein, weil er etwas Allgemeines ist. Wem eine geheime Stimme zuruft, er werde in der bevorstehenden Schlacht sterben, wer, wie Achilles, weiß, daß er aus dem Kampf um Troja nicht heimkehren werde, oder wer, wie Hektor, weiß, daß trotz seines Heldenmutes seiner Vaterstadt der Untergang bevorsteht, der wird das Leben gewiß ernst nehmen. Oder wenn Räubern der schimpfliche Tod am Galgen, vielleicht in näherer, vielleicht in fernerer, aber doch in sicherer Aussicht steht, und sie gleichwohl singen:

Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig sein,

so haben wir eben diese Art von Humor, bei dem es den Hörer eiskalt überläuft, „Galgenhumor" getauft. Also zu einem sorglosen Genuß der Gegenwart gehört für die Sterblichen die Unbekanntschaft mit dem zukünftigen Schicksal. Diese Wahrheit in das hellste Licht zu setzen, bedarf der Dichter einer Gestalt, die durch ein unglückliches, allen übrigen Menschen erspartes Schicksal den Schleier der Zukunft und der Ferne von ihren geistigen Augen weggezogen sieht, die, eben darum, weil sie in der Zukunft lebt, sich der Gegenwart nicht erfreuen kann. Eine solche Gestalt nun war dem Dichter aus dem Altertum überliefert, und weil sie seiner eigenen ernsten, aber, ich wiederhole es, durchaus nicht pessimistischen Auffassung des Lebens entsprach, weil Schiller selbst der Prophet unserer Nation war, weil seine Dramen auch deshalb mit so zündend wirkten, weil er in ihnen die großen Weltgeschicke vorahnend darstellte, in den „Räubern", überhaupt in seinen Jugenddramen die französische Revolution, im „Wallenstein" Napoleon, in der „Jungfrau von Orleans" und in „Wilhelm Tell" die deutschen Befreiungskriege, deshalb vertiefte er diesen Charakter und reproduzierte ihn zu wiederholten Malen, so daß er nun auch uns kongenial geworden ist. Sind wir doch oft genug von unsern eigenen Dichtern als ein Volk von Träumern gescholten worden, als eine Art Hamlet, der über seinen Träumereien nicht zum thatkräftigen Handeln kommen

kaum. In liebenswürdiger Weise schließt sich Freiligrath in diesen Vorwurf, den er uns macht, indem er uns mit Hamlet vergleicht, selbst mit ein:

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn,
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den Du gethan,
Und räche Deines Vaters Geist!
Wozu noch grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich doch selbst ein Stück von Dir,
Du ew'ger Zauderer und Träumer!

Und wir müssen uns gestehn, daß dieser Vorwurf bis zum Jahre 1870 ein gerechtfertigter war. Auf jenen Vergleich mit Hamlet müssen wir übrigens noch einmal zurückkommen.

Wer war nun Kassandra? Sie war, nach Hederich's Mythologischem Wörterbuch, welches Schiller und Wilhelm von Humboldt in dergleichen Angelegenheiten zu Rate zogen, eine Tochter des Priamus und der Hecuba, Zwillingsschwester des Helenus, der gleichfalls die Gabe der Weissagung besaß, Priesterin der Athene, der Göttin der Weisheit, Geliebte des Apollo, des Gottes der Dichtung und der Weissagung, der ihr als solcher die Gabe, in die Zukunft zu schauen, verlieh, aber, weil sie sich ihm nicht zu eigen gab, die verhängnisvolle Bedingung daran knüpfte, daß ihre Warnungen vor zukünftigem Unheil stets verstockte Ohren und Herzen finden, also in den Wind geredet sein sollten. Diese Bedingung erst macht sie zu der tragischen Gestalt, als welche schon das Altertum sie auffaßte. Danach läßt Schiller sie sagen:

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott;
Schweres hast Du mir beschieden,
Pythischer, Du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden
Warum warfest Du mich hin
In die Stadt der Ewigblinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?

Warum gabst Du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.

Nach Virgil's Erzählung von der Zerstörung Troja's war Kassandra die Braut des Choröbus. Nach Schiller's Uebersetzung heißt es bei Virgil (Str. 61):

Dymas und Hypanis beseelen gleiche Triebe,
Auch Mygdon's Sohn Choröbus, folgt dem Zug,
Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnisvoll zu Troja's Ende trug.
Dem Vater seiner Braut bracht' er hilfreiche Schaaren
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeseelten Braut.

Und Str. 71.

Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
Erkühnt man sich, Kassandra zu ergreifen.
Wir sehn mit aufgelöstem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen;
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angesicht,
Denn ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus' Wahnsinn trägt es nicht,
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

So ist die unglückliche Jungfrau von dem zürnenden Gotte dazu bestimmt, auch über Alle, die sie lieben, Verderben zu verbreiten, denn sie wird, wie wir sogleich sehen werden, auch die Veranlassung, oder wenigstens der Vorwand zu der Ermordung Agamemnon's. Bei Schiller sagt sie:

Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum;
Nicht euch, Himmlische, dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen
Von der Liebe Glut beseelt.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

„Der Liebe Glück liegt aber nicht auf ihrer Bahn", so wenig wie auf der der Jungfrau von Orleans, die ihren edlen Freier, den Grafen Dunois, mit den Worten abweist:

Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin sein.

Wenn Schiller in dem Gedicht „Kassandra" dafür ein anderes Motiv ihrer Weigerung, einem Gatten in die heim'sche Wohnung zu folgen, nämlich den bevorstehenden Untergang Troja's und ihren eigenen setzt, so wäre hier vielleicht der Ort, einmal die Rolle eines Erklärers Schiller'scher Dichtung mit der eines Erzählers eigener dichterischen Träume zu vertauschen, von denen ich wohl weiß, daß sie nie in die Erscheinung treten werden, die mich aber in müßigen Stunden angenehm unterhalten, sollte ich auch nie eine Zeile davon niederschreiben oder auch nicht einmal im Stande sein, dies zu thun. Ich sehe nämlich die Möglichkeit, die Gestalt der Kassandra noch einmal über die Bühne zu führen in einer noch bedeutenderen Rolle, als sie selbst in dem sogleich zu nennenden griechischen Trauerspiele hat, dabei ihren Charakter noch mehr zu vertiefen und sie zugleich in einen bedeutenden künstlerischen Gegensatz zu stellen zu einem zweiten prophetischen Charakter des Altertums, den ich zum Helden des Stückes machen würde. Dieser zweite prophetische Charakter würde Laokoon sein. Aus Lessing's berühmter Schrift dieses Namens wissen wir, daß auch ein „Laokoon" sich unter den verloren gegangenen Trauerspielen des Sophokles befand. „Hätte uns", ruft Lessing aus, „das Schicksal doch diesen Laokoon gegönnt!" Dazu sage ich Amen; jedoch „er ist dahin, was helfen späte Klagen!" Die Vergänglichkeit ist eben „das Los des Schönen auf der Erde." Aber es könnte Einen schon der Gedanke reizen, sich mit einem Sophokles in die Schranken zu stellen und einen Gegenstand des Altertums in einer dem Altertum entlehnten Form, aber mit modernem geistigen Gehalt auszuführen.

Dabei würden die Charaktere des Laokoon und der Kassandra, die ich vielleicht, wie Schiller, Geschwister sein lassen würde, ungefähr so kontrastieren: Laokoon wäre, umgekehrt wie Kassandra, Priester des Apoll, aber wie Odysseus Günstling der Athene; seine Prophetengabe wäre deshalb auch mehr göttliche Erleuchtung durch den Geist der Athene, der Göttin der Weisheit, als Divinationsgabe wie bei Kassandra. Aber er stellt seine Prophetengabe lediglich in den Dienst seines Vaterlandes, Troja gilt ihm über Alles, er weiß, daß er dessen Sturz nicht überleben *wird*, weil er ihn nicht überleben *kann*. Deshalb verrät er das Geheimnis des hölzernen Rosses, welches ihm Athene anvertraut hat, und lädt dadurch den Zorn der Göttin auf sich, die ihn mit seinen beiden Söhnen durch die Bisse zweier Schlangen an Apollo's Altar tödten läßt, weil sie Troja's Untergang plant. Die verblendeten Trojaner umstehen fühllos den Sterbenden, sie halten seine Ermordung für die gerechte Strafe eines Frevels gegen die Gottheit, und so geht er unbeweint, wie Antigone, hinab zu den Schatten, indem dreierlei Arten von Schmerzen ihm die letzten Augenblicke umdüstern, der körperliche Schmerz von den Bissen und den Umstrickungen der Schlangen, der Schmerz des Vaters, der es mit ansehen muß, wie seine beiden unschuldigen Söhne mit ihm in Ein Verderben verstrickt werden, endlich der Schmerz des Patrioten, der es erleben muß, daß seine vermeintlich rettende That nur das Verderben seiner Vaterstadt beschleunigt, und daß über ihm eine ihm feindselige Priesterpartei triumphiert, die im Geheimen mit den Griechen konspiriert, wobei der fanatische Wahn und die religiöse Beschränktheit seiner Landsleute ihm noch kränkende Worte in das im Todeskampf zuckende Angesicht wirft. Aber unerschüttert wie Prometheus am Kaukasus trägt er sein unbegriffenes Herz zu den Toten; das Bewußtsein, das Beste seines Vaterlandes gewollt und das Richtige zu seiner Rettung geraten zu haben, kann ihm nicht der Hohn seiner Gegner, nicht die „heilige Einfalt" seiner verblendeten Landsleute rauben, und schon in der nächsten Nacht erleuchtet Sinon's Fackel auch ihnen die Nacht des Geistes und schreibt mit Flammenschrift seinen Namen als den eines Märtyrers für sein Vaterland in das Buch der Geschichte.

Laokoon ist Patriot, nichts als Patriot; er haßt die Griechen, denn sie sind ihm nichts als die Feinde seines Volkes. In diesem Sinne steht er ganz auf dem Standpunkt der Jungfrau von Orleans; wie diese den zarten Leib mit dem Panzer, so bewaffnet er die unkriegerische Rechte mit dem Speer, um seinen Landsleuten mit einer kühnen That voranzugehen und ihnen Muth zu machen. Dem gegenüber würde ich nun die Kassandra, eben vermöge ihrer Prophetengabe, Weltbürgerin sein lassen. Sie haßt die Griechen zwar auch als Feinde ihres Vaterlandes, aber sie verehrt in ihnen die Vertreter der Humanität, einer heiteren Weltanschauung, einer freieren religiösen Gesinnung, die sich von Menschenschlächtereien „zur größeren Ehre der Götter", mit denen sich Kleinasien befleckt, mit Abscheu abwenden, endlich als die Verehrer ihres Geliebten, des Lichtgottes Apollo, des Besiegers des Python, dessen Kultus von Griechenland nach Troja verpflanzt worden ist. Sie blickt über den Untergang ihrer Vaterstadt hinaus in die ferne Zukunft und erkennt diesen Untergang als ein notwendiges Glied in der Kette der Weltgeschicke; sie könnte im Geiste jene Weltstadt an der Tiber schauen, die, von Abkömmlingen ihres Volkes gegründet, dazu bestimmt ist, das christliche Europa zu beherrschen, oder sie könnte Alexander den Großen am Vorgebirge Sigeum am Grabe des Achilles erblicken, jenen Alexander, der, ein zweiter Achill, Griechenschaaren nach dem Morgenlande führt, um dort griechische Sitte zu verbreiten, dem Samenkorn des Glaubens blutige Furchen vorzuzeichnen und einer neuen Weltreligion, die einst Morgen- und Abendland in einem gemeinsamen Bruderbunde vereinigen wird, die Stätte zu bereiten. Ob sie in dem Untergange Troja's ihren eigenen Untergang finden wird, weiß sie nicht, denn ihr, wie der Jungfrau von Orleans „zeigt der Geist nur große Weltgeschicke", sie ahnt ihn zwar, doch läßt es sie gleichgiltig, das eigene Leben ist ihr unbedeutend geworden, da sie gewohnt ist im großen Ganzen der Weltgeschichte zu leben, „in dieser Fülle der Gesichte" zu schwelgen. Mit inniger Begeisterung hängt sie an ihrem Geliebten Apollo; irdische Gemeinschaft mit ihm hat sie verschmäht weil sie nicht wollte, daß ihr Ideal zu ihr herabsänke, aber für

die Gabe der Weissagung ist sie ihm glühend dankbar; mag das Volk sie verstehen oder nicht, es gilt ihr gleich; wie eine Nachtwandlerin geht sie unter ihren Landsleuten umher mit offenen Augen, aber ohne zu sehen, die Außenwelt ist für sie todt, denn ihrem Geiste ist eine größere Welt aufgegangen. Schon ihre Gabe der Weissagung läßt sie unter ihren Landsleuten vereinsamt und verwaist sein, aber sie fühlt sich deshalb nicht unglücklich, ihr ist am wohlsten, wenn sie allein ist. Freilich würde ein großer Dichter dazu gehören, um diesen Charakter nicht ganz in das Unweibliche, vielleicht gar in das Erinnyenhafte, wie die weiblichen Charaktere Hebbels, eine Judith oder eine Brunhild, versinken zu lassen; auch müßte noch etwas ausgesonnen werden, um sie tragisch schuldig werden zu lassen; sie könnte, gegen das Verbot, das Geheimnis ihres Umgangs mit Apollo ihrem Bruder Laokoon verrathen haben und sähe sich nun die Gabe der Weissagung entzogen; umsonst versucht sie den Schleier der Zukunft zu durchdringen, sie sieht sich auf das Leben in der Gegenwart verwiesen, aber dies ist ihr schal und nichtig geworden, sie kann es nicht ertragen und ersticht sich. Sterbend fühlt sie wieder die Gabe der Weissagung in sich; Apollo ist versöhnt, und sie prophezeit den Untergang Troja's, die Gründung eines neuen Weltstaates an der Tiber durch Trojaner, die Erstarkung des Hellenentums durch die Einäscherung ihrer Vaterstadt, durch eben dieses Hellenentum die Verbreitung der Kultur im Westen, die gekrönt wird durch eine neue Weltreligion, die einen am Kreuze geopferten neuen Lichtgott verehrt. Apoll winkt ihr von seinem Sonnenwagen herunter und deutet nach dem fernen Westen, wo sie auf den Inseln der Seligen ein ewiges Leben mit dem Geliebten führen wird, befreit von den Schlacken des schalen Alltagslebens. Verwertete man dazu nun ein sorgfältiges Studium Homer's und der Schliemann'schen Ausgrabungen, so müßte das ein Schauspiel geben, welches selbst die Meininger aufzuführen nicht verschmähen würden. Sie sehen, ich weiche bedeutend von der Schiller'schen Auffassung der Kassandra ab, und doch glaube ich nicht, daß Schiller die meinige deshalb tadeln würde, da sie sich gleichwohl mit der

seinigen mehrfach berührt. Jedenfalls klingt sie an an die Worte der Johanna zu Raimond:

Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn Deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst Du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen? — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Noch mehr aber berührt sich meine Auffassung der Kassandra mit einem anderen, einem der imposantesten dramatischen Charaktere, die Schiller geschaffen hat, und von dem der genialste Darsteller, der große Schauspieler Fleck in Berlin, gerade diese Seite durch sein Spiel zur Geltung zu bringen wußte. Fleck stellte den Wallenstein dar gleichsam wie einen Nachtwandler, der sicher auf dem schwanken Seil des Lebens hinlief, die Gefahr nicht ahnend, in die ein einziger Fehltritt ihn notwendig stürzen mußte, nicht aus Kurzsichtigkeit, sondern eher aus Weitsichtigkeit, weil er nach den Sternen blickte und darüber übersah, was zu seinen Füßen lag. Dieser Glaube an die Sterne läßt ihn die gewöhnliche Klugheit anderer Menschenkinder verachten, er fühlt sich weit über die gemeinen Genossen seiner höheren Pläne erhaben; man hört ihm das „wollustvolle Grausen" an, mit dem er in jener berühmten Erzählung „Es gibt im Menschenleben Augenblicke" in jener „Fülle der Gesichte" schwelgt, die ihm am Morgen vor der Schlacht von Lützen zu Teil ward, oder mit dem er Illo in seine Schranken zurückweist:

Das verstehst Du nicht. — Wie oft und vielmals
Erklärt' ich Dir's: Dir stieg der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst Du finster wühlen,
Blind wie der Unterirdische, der mit dem bleichen,
Bleifarb'nen Schein ins Leben Dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst Du schaun,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen,
Darin vertrau' ich Dir und glaube Dir.
Doch was geheimnisvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur,

Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis an die Sternenwelt auf tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gestalten wirkend auf und nieder wandeln —,
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger drehn um die central'sche Sonne,
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebor'nen, heitern Jovskinder.

Das ist eben der Vorteil der prophetischen Charaktere, daß der Dichter mit ihnen die den übrigen Sterblichen gezogenen Schranken von Raum und Zeit durchbrechen kann. Schiller war sich dieses Vorteils sehr wohl bewußt; ja er beklagt es einmal in einem Briefe an Goethe, daß ein neuerer Dichter den Glauben an die Orakel nicht mehr gebrauchen kann, die doch bei den Alten sogar eine staatliche Einrichtung waren. Und allerdings — man denke an das Schicksal des Oedipus! — ist es tragisch, daß ein Schicksal gerade dadurch in Erfüllung geht, daß es prophezeit wird. In einer, später unterdrückten, Scene seines Wallenstein läßt Schiller diesen Helden sagen:

Dem reden die Orakel, der sie nimmt,
Und wie der Schatten sonst der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Die Mächte, die den Menschen seltsam führen,
Dreh'n oft das Janusbild der Zeit ihm um,
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären.

Gleichwohl hat Schiller dieses Motiv in seiner „Braut von Messina" anzuwenden versucht, aber, wie Ihnen bekannt ist, mit wenig Dank von Seiten des deutschen Publikums und der deutschen Kritik. Jener Vorteil nun, daß durch die prophetischen Charaktere der Vorhang von der Ferne und von der Zukunft hinweggezogen wird, daß das Auge des Sehers auch in verschlossene Räume dringt, hat sich ein Dichter des Altertums mit großem Geschick zu nutze gemacht — Aeschylus in seinem „Agamemnon". Bei der Verteilung der gefangenen Trojanerinnern war Kassandra dem Agamemnon zugefallen, der sie mit

sich nach Mykenä nimmt, dadurch die Eifersucht und den Groll der Klytämnestra auf ihren Gatten steigert und sie in dem Vorsatz, ihn zu ermorden, bestärkt. Agamemnon wird in seinen Palast geführt, wo ihm ein Bad zubereitet ist, Kassandra bleibt mit dem Chor auf ihrem Wagen vor dem Palaste, und nun beginnt eine ergreifende Scene, denn Kassandra schaut im Geiste das Schreckliche, was jetzt im Innern des Palastes sich ereignet, und spricht es, zwar in dunklen Worten, aber um so ergreifender aus. Auch daß sie selbst dem Agamemnon im Tode nachfolgen werde, hat ihr der Sehergeist offenbart. Für den griechischen Dichter ergab sich durch die Anwendung dieses Kunstgriffes noch der Vorteil, daß ihm derselbe einen mehr als genügenden Ersatz bot für den Mord selbst, der auf der griechischen Bühne vor den Augen der Zuschauer nicht vor sich gehen durfte. Denn das nur Geahnte macht einen tieferen Eindruck auf das Gemüt als das mit Augen Gesehene. Der Agamemnon des Aeschylus war Schiller sehr wohl bekannt, und er hatte sich vorgenommen, ihn zu übersetzen, weil es, wie er an seine Braut schreibt, eines der schönsten Stücke sei, die je aus einem Dichterkopfe hervorgegangen. Später übersetzte ihn sein Freund Wilhelm von Humboldt. Jedenfalls war es die Rolle der Kassandra, die Schiller's Vorliebe für dieses griechische Drama bedingte.

An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein,

läßt er Odysseus, „von Athenens Geist beseelt", im „Siegesfest" ausrufen, indem er auf das Schicksal des Agamemnon deutet, der, aus zehnjähriger Kriegsgefahr glücklich entkommen, sich nun endlich im Innern seines Palastes im Schoße der Liebe sicher geborgen wähnt und gerade hier vom Verhängnis ereilt wird. Das ist eben des Menschen Los, daß Anstalten, die er zu seiner Sicherstellung trifft, zu seinem Verderben ausschlagen. So glauben die Trojaner durch die Rückgabe der Helena und durch die Vermählung der Tochter ihres Königs, Polyxena, mit dem „besten der Hellenen" mit Achilles, dem langjährigen „thränenvollen Streit" ein Ende gemacht zu haben, aber eben dieses Freudenfest und die Sicherheit, in der sich die Griechen und die

Trojaner wiegen, schlagen zum Verderben der letzteren aus, denn am Altare wird der sorglose Achilles von Paris ermordet:

Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Dieser Gegensatz nun der allgemeinen Fröhlichkeit, die im Lager der Griechen wie in der Stadt Troja herrscht, und der düsteren Ahnungen der Kassandra, die eben dieses Vermählungsfest der Polyxena als die Ursache von Trojas Fall erkennt, ist es, auf welchem Schiller's Gedicht „Kassandra" sich aufbaut, wie Schiller es überhaupt liebte, in Gegensätzen zu dichten.

Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

Eine Fackel seh' sich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand,
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

In einer ähnlichen Lage nun befindet sich auch Wallensteins Tochter Thekla. Als sie zuerst im Lager ihres Vaters erscheint, zeigt sich ihr dieser in der ganzen Größe seiner Herrschermacht; von seinen Zerwürfnissen mit dem Wiener Hofe weiß sie nichts, die Mutter hat sie ihr verschwiegen. Von 30 Regimentern haben sich die Obersten, zum Teil mit ihren Truppen, in Pilsen eingefunden, um sich mit Wallenstein über des Kaisers Forderungen zu beraten; das ist der Vorwand ihrer Zusammenkunft; Wallensteins oder vielmehr seiner Vertrauten, Zweck ist, diese Forderungen zu benutzen, um die Obersten mit dem Wiener Hofe zu entzweien und sie unauflöslich an sich zu ketten. Dazu soll auch das Banket in Terzky's Hause dienen, wo die Obersten einen

Revers unterschreiben sollen, daß sie unter allen Umständen bei Wallenstein aushalten wollen. Von allen diesen Machinationen weiß Thekla nichts, und doch sagt ihr ahnendes Gemüt, daß sie auf einem Pulvergange steht, der das Haus Wallenstein und damit auch sie und ihr junges Liebesglück jeden Augenblick in die Lüfte schleudern kann.

O! sie sagt wahr! Nicht frohe Zeichen sind's,
Die diesem Bündnis unsrer Herzen leuchten.
Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt,
Nur dumpfes Kriegsgetöse rasselt hier,
Und selbst die Liebe, wie in Stahl gerüstet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt sie auf.

Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden.
Aus stiller Freistatt treibt es mich heraus,
Ein holder Zauber muß die Seele blenden,
Es lockt mich durch die himmlische Gestalt,
Ich seh' sie nah und seh' sie näher schweben,
Es zieht mich fort mit göttlicher Gewalt
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerstreben.

Während dessen ist das Banket schon im Gang, welches durch den mit dem Revers gespielten Betrug den Oktavio zu beschleunigten Schritten gegen Wallenstein nötigt und so das Verderben näher auf dessen Haupt herabzieht. Die Thüre des Speisesaales öffnet sich einen Moment, und man hört die Spielleute des Terzky'schen Regiments eine heitere Tafelmusik spielen. Thekla fährt fort:

O! wenn ein Haus im Feuer soll vergehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
Es schießt der Blitz herab aus heitern Höhn,
Aus unterird'schen Schlünden fahren Flammen,
Blindwütend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

Man sieht, Körner hat Recht; es ist die reine Situation der Kassandra, obgleich damals das Schiller'sche Gedicht noch gar nicht gedichtet war. Ja selbst eine Scene aus dem Untergang Troja's scheint dem Dichter hier vorgeschwebt zu haben. Bei Virgil mahnt Venus ihren Sohn Aeneas zu fliehen und

den vergeblichen Kampf in den Straßen des brennenden Troja aufzugeben, da die Götter einmal seinen Fall beschlossen haben (Str. 104 f.):

Blick' auf! Der Nebel sei zerstreut,
Der noch mit Finsternis Dein sterblich Aug' umhüllet:
Doch werde streng von Dir erfüllet,
Was Deine Mutter Dir gebeut.
Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluten steiget,
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft;
Das ist Neptun, der Troja's Feste schleift
Und mit dem Dreizack ihre Mauern beuget.

Am Skäerthor siehst Du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Schiffen sie stets neue Feinde winken;
Auf Pergams Thurm siehst Du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schrecknis blitzen;
Du siehst — o fliehe, fliehe, teurer Sohn!
Des Himmels König selbst auf Ida's düstrem Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmlischen erhitzen.

Weil Schiller die Thekla im Ton einer Prophetin sprechen läßt, wendet er hier auch zum ersten Male in seinen Dramen die gereimte Strophe an, denn „in Versen spricht die Gottheit", sagt Wallenstein, und wenn die übrigen Personen in Versen sprechen, so muß die Prophetin, als der Mund der Gottheit, in Reimen reden. Dieser Kunstgriff war nicht neu; schon der englische Dichter Thomson hatte ihn in seinem „Agamemnon", einer Nachahmung des Aeschyleischen, angewandt, und sich dabei der Zustimmung Lessing's zu erfreuen gehabt.

Am Schlusse seiner Erzählung von seiner Fahrt in die Unterwelt berichtet Odysseus im 11. Gesang der Odyssee:

Aber es sammelten sich unzählige Schaaren von Geistern
Mit graunvollem Getös, und bleiches Entsetzen ergriff mich.
Fürchtend, es sende mir jetzo die strenge Persephoneia
Tief aus der Nacht die Schreckengestalt des gorgonischen Unholds,
Floh ich eilend von dannen zum Schiffe.

Diese Stelle liegt zu Grunde, wenn Schiller die Kassandra fortfahren läßt:

Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.

In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

Und das nämliche Gefühl überfällt Thekla, nachdem das Unheil hereingebrochen ist, welches ihr ahnender Geist mitten im Getümmel der Festfreude vorausgeschaut hatte. Der Undank, den Wallenstein am Kaiser begeht, hat sich furchtbar an ihm selbst gerächt: Wallenstein ist vom Kaiser, das Heer ist von Wallenstein abgefallen; Max Piccolomini, Thekla's Geliebter, hat in dem entsetzlichen Streit zwischen Ehre und Liebe, von Thekla selbst dazu aufgefordert, sich für die Ehre entschieden und die Liebe preisgegeben, aber das Leben ist dadurch für ihn wertlos geworden, und er erklärt seinem Regiment, den Pappenheimer Küraſſieren, der Lieblingstruppe Wallensteins, daß er gesonnen ist, sie auf dem nächsten dem besten Wege einem ehrenvollen Reitertode entgegenzuführen; bei Neustadt wirft er sich auf die schwedischen Truppen, die unter der Führung des Rheingrafen heranrücken, um sich in Eger mit Wallenstein zu verbinden; er findet an der Spitze seines Regimentes den Tod unter den Hufen seiner eigener Rosse, wie Hippolytus in Racine's „Phädra",

Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Und wie vor Kurzem die lebenden Pappenheimer ihren Führer Max abgeholt haben aus den weichen Armen der Liebe in den kalten Schoß des Todes, so melden sich jetzt die Geister der Erschlagenen, um auch seine Geliebte, die Tochter ihres obersten Führers, nachzuholen, eine zweite Lenore, „zur tiefen Ruh', wie er sie auch gefunden." Als der Saal in Friedland's Wohnung, wo Max von seiner Liebe den Abschied für's Leben nahm, sich immer mehr mit Bewaffneten füllte und die Hörner unten, die den Pappenheimer Marsch spielten, in immer kürzeren Pausen ertönten, da hatte Max in schmerzlicher Entsagung ausgerufen:

Blas't! Blas't! – O wären es die schwed'schen Hörner,
Und ging's von hier gerad' ins Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Busen!

Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung! —
Noch mehr — Es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich fort von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen.
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben.

Jetzt ziehen die Geister dieser Schaar, diese „tausend tapfern Heldenherzen", die auch im Tod nicht von ihrem geliebten Führer lassen wollten, Thekla aus ihrer Wohnung unwiderstehlich hin nach seinem Sarge. Sie sagt zur Neubrunn:

O eile, geh! mach' keine Worte mehr!
Es zieht mit fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerstickende Band des Schmerzens wird
Sich lösen. Meine Thränen werden fließen.
O geh, wir könnten längst schon auf dem Weg sein.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern
Entronnen bin — sie stürzen auf mich ein —
Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen. Was ist das für ein Gefühl!
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel
Aus diesen Wänden fort, die Lebende!

Und als die Neubrunn sich entfernt hat, da hält sie dem hingemordeten Pappenheimer Corps die herrliche Leichenrede, in der sie, wiederum wie eine zweite Kassandra auf den Trümmern ihres Liebesglücks, die Vergänglichkeit alles Irdischen, besonders aber des Schönen und Liebenswerten beweint:

Sein Geist ist's, der mich ruft. Es ist die Schar
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumnis klagen sie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,
Der ihres Lebens Führer war. — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich sollte leben!

— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Totenbahre schmückt, gewunden.
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue, goldne Tag!
Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.
Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen,
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erster Blick!

(Sie sinkt hier in Nachdenken und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)

— Da kommt das Schicksal. — Roh und kalt,
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Aber daß der Schmerz um den Untergang des Schönen als Klagelied im Munde der Ueberlebenden fortlebt, das eben muß uns trösten für den zeitlichen Untergang desselben, denn

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn,

Oder wie es am Schluß des Gedichts „Nänie" (Totenklage) heißt, das ich als ein Bruchstück einer Schiller'schen „Theodicee" auffasse:

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Was nun den eigentlichen, durch ein ganzes Stück hindurch behaupteten, weiblichen Propheten-Charakter betrifft, so kann ich, wie schon erwähnt, mich hier kürzer fassen und besonders die nahe liegende Vergleichung mit Kassandra als schon von Götzinger und Anderen hinreichend erörtert, ganz übergehen. Hervorheben möchte ich dagegen, daß es hier nicht bloß die Sagen des klassischen Altertums sind, die Schiller zu seiner

Schöpfung angeregt haben, sondern ebenso die erhabene und schwungvolle Sprache der Bibel. Ja, die im Turme gefangen sitzende Jungfrau beruft sich ausdrücklich auf das Vorbild Simson's, der, geblendet und gefesselt, nach langen Jahren wieder die göttliche Kraft in sich fühlt und sich mit seinen Feinden unter den Trümmern des von ihm eingestürzten Gebäudes begräbt.

> Du halfst dem Simson, da er blind war und gefesselt
> Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
> Erduldete — Auf Dich vertrauend faßt' er
> Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
> Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Simson ist Richter in Israel, er ist ein Nasiräer, ein Gottgeweihter, der als solcher kein Schermesser an sein Haupt kommen lassen darf und dafür von Gott übermenschliche Kräfte empfangen hat, die von ihm weichen, sobald sein Haupthaar gefallen ist, aber mit dem wachsenden Haare sich allmählich wieder einstellen. Die Zeit der Richter ist überhaupt die Heldenzeit des israelitischen Volkes, und es wäre eine dankbare Aufgabe, die drei mythischen Heldenjünglinge der drei großen Kulturvölker, Simson, Achilles und Siegfried in Parallele zu stellen. Auch eine Richterin und Prophetin, Deborah, herrschte damals über Israel, die mit Barak auszog in den Kampf gegen Jabin, diesen in die Flucht schlug und mit Barak einen Triumphgesang über diesen Sieg anstimmte. Aber auch auf die spätere Kriegsgeschichte der Israeliten beruft sich Johanna, besonders auf David, der im Vertrauen auf die Kraft des Herrn, die in dem Schwachen mächtig ist, den Riesen mit einer Schleuder erlegte, und wenn Raimond von ihr berichtet,

> wie sie den Tigerwolf bezwang,
> Das grimmig wilde Tier, das unsere Heerden
> Verwüstete, den Schrecken aller Hirten,

so ist zwar hier das Vorbild David's nicht erwähnt, schwebt aber vor, denn David erzählt Saul zwei ähnliche Erlebnisse mit einem Löwen und einem Bären. Daß bei den drei Visionen der Johanna, der Stimme des Herrn vom Druidenbaum herab, im Prolog, der dreimaligen Erscheinung der Mutter Gottes in der Erzählung an den Erzbischof, endlich der Madonnenerscheinung

am Schluß des Stückes, die Visionen der Propheten des alten Testamentes und ähnliche Erscheinungen des neuen Testamentes, wo der Himmel sich aufthut, vorschweben, ist selbstverständlich. Besonders scheint mir Schiller an die Vision des heiligen Stephanus, des ersten Blutzeugen der christlichen Kirche, gedacht zu haben, von der es in der Apostelgeschichte (7, 55) heißt: „Als er aber voll heiligen Geistes war, sahe er auf gen Himmel und sahe die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zur Rechten Gottes und sprach: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen."

Was aber mochte Schiller reizen, gerade diesen Charakter in einem ganzen Drama darzustellen? Zunächst entschieden die Verwandtschaft mit dem Prophetischen in Schiller's eigenem Dichtergenius, sodann die schon erwähnten Vorteile, die prophetische Charaktere bieten — ist doch der Prophetismus an sich schon mit der Poesie nahe verwandt — endlich der schon in dem Charakter selbst liegende tragische Konflikt, die dadurch bedingte Schuld und die durch die Schuld herbeizuführende Katastrophe und endlich die Sühne dieser Schuld. Dies alles lag für einen der Technik seiner Kunst sicheren Dichter, wie Schiller, schon in dem gewählten Charakter, und daß es ein weiblicher ist, erhöht noch das Anziehende des Charakters durch den Gegensatz, den Schiller so sehr liebt; gerade in dem schwachen Geschöpf zeigt sich die Herrlichkeit des Herrn am unmittelbarsten. Wie rührend klingt es nicht, wenn Johanna im Prolog von sich weissagt:

Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerkühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräter, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hunderthändigen,
Und diesen Salisbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!

Mit dem Charakter ist auch zugleich schon die tragische Schuld gegeben: eine übermenschliche Pflicht ist, wie Goethe dies als das tragische Motiv im Hamlet erkennt, auf zu schwache Schultern gelegt: Das ist die einzige Schuld der Johanna — eine bloße Gedankenschuld, denn eine Regung der Menschlichkeit rechnet sie sich zum Verbrechen an. Aber auch nur so war sie fähig, Heldin eines Trauerspieles zu werden: der fortwährende ungestörte Verkehr mit dem Göttlichen würde sie der Menschlichkeit ganz entrückt haben. Das Los des Menschen ist, mit Menschen zu verkehren; in geweihten Stunden darf er wohl dem Göttlichen sich nahen, aber nie wird er ungestraft in alltäglichen Verkehr mit demselben treten.

Daß aber Schiller besonders gern Weiber zu Trägerinnen des Göttlichen machte, erklärt sich daraus, daß, während sein Freund Goethe es liebte, zum Weibe herabzusteigen und gerade seine einfachen Bürgermädchen, ein Klärchen, ein Grethchen Meisterwerke seiner dramatischen Schöpfungen sind, es für Schiller Bedürfnis war, zum Weibe hinaufzublicken und in dem schwachen Gefäß den göttlichen Gehalt zu verehren. Daß er sich damit in Einklang wußte mit der Anschauung des griechischen wie des deutschen Altertums, mit einer Diotima, die den Weisesten des Altertums, Sokrates, über die Idee des Schönen belehrt, mit einer Velleda, einer Aurinia, die unsere heidnischen Vorfahren als Verkündigerinnen der Zukunft auf den Händen trugen, ist Ihnen allen bekannt. Aber es war bei diesem Charakter der Jungfrau von Orleans, wenn er dramatisch wirksam werden sollte — und ich übersehe hier absichtlich, daß ihn Schiller schon in der Geschichte so vorfand, da es doch immer ein Akt seines Willens war, gerade diesen geschichtlichen Charakter zu wählen — noch eine Klippe zu umsegeln, und Schiller hat dies in meisterhafter Weise gethan: damit der Charakter dramatisch wirksam wurde, mußten übermenschliche Mittel in den Dienst — nicht auch übermenschlicher Zwecke gestellt werden: alle Propheten, die nur im Dienste des Göttlichen arbeiten, sind auf der Bühne unwirksam; es ist Licht in Licht gemalt, und das verträgt ein menschliches Auge nicht. In der „Jungfrau von Orleans" dagegen ist ihre übermenschliche Macht in den Dienst der höchsten aller mensch-

lichen Zwecke gestellt, der gerade darum, weil er der höchste, reinste, schönste aller menschlichen Zwecke, auch ein wahrhaft göttlicher ist, in den Dienst der Befreiung des Vaterlandes, denn:

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist für's Vaterland?

und:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Freilich kann sich Johanna nicht für eine abstrakte Staatsidee, nicht für eine Verfassung, noch nicht einmal für ein Wahlkönigreich begeistern; die Persönlichkeit des eingebornen, erblichen Königs vertritt für sie die Idee des Vaterlandes, ist mit ihr identisch.

Nie ist das Glück, einen eingeborenen König zu besitzen, mit erhabeneren Worten gepriesen worden, als mit den Worten der Johanna:

Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn?
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden? der den heil'gen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte
Und scherzet mit den Löwen um den Thron.

Hochverehrte Versammlung! Indem ich meinen Vortrag schließe und Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen und Ihre aufmerksame Teilnahme meinen Dank ausspreche, bemerke ich, daß ich Sie um Verzeihung zu bitten habe; denn ich habe Ihnen mehr eine Blütenlese aus den Werken unseres großen Dichters, als eigene Betrachtungen vorgeführt. Mein Anspruch auf Ihre Verzeihung gründet sich darauf, daß ich Sie auf eine kurze Stunde in die Gesellschaft eines besseren Geistes eingeführt habe, als die

meinige für Sie gewesen sein würde. Weniger als die Ausführung möchte die Wahl meines Thema's der Entschuldigung bedürfen: es galt die Beförderung einer Anstalt, deren Mitglieder, auf das gewöhnliche Los des Weibes verzichtend, sich, wie die Jungfrau von Orleans, in den Dienst zweier erhabener Ideen, des Vaterlandes in Kriegszeiten, der Krankenpflege in Friedenszeiten einerseits, und der Religion andererseits mit hingebender Selbstaufopferung gestellt haben. Möge diese Anstalt fort und fort unter dem Schutze des erhabenen eingeborenen und erblichen Herrscherhauses der Hohenzollern wachsen, blühen und gedeihen! Was das Los aller Menschen im Allgemeinen, im Besonderen des Weibes und im Besondersten der Diakonissin ist, das darf man kühn über die Thüre jedes Diakonissenhauses schreiben, die Worte, mit denen die himmlische Jungfrau Maria die irdische Jungfrau Johanna in ihren schweren Beruf einführt:

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

Aus dem Verlage von L. Merzbach in Posen:

Anleitung zur Verbesserung der Vicinalwege in der Provinz Posen. Herausgegeben von der Provinzialständischen Kommission für den Chaussee- und Wegebau. Mit 7 Zeichnungen. 1 Mark.

Aufstand, Der, im Königreich Polen. Stenographische Berichte des Preußischen Abgeordnetenhauses von 26.—28. Februar 1863. 75 Pf.

Barth, Dr. **C. W. A.**, Historischer Gedächtnißschatz für den ersten Cursus des Geschichtsunterrichts. 2. Aufl., vermehrt durch einen kurzen Abriß der griechischen Mythologie. 40 Pf.

Bleich, E., Die Lokal-Polizeiverordnungen für den Polizeibezirk der Stadt Posen. 1 Mark 50 Pf.

Bloch, Dr. **Philipp**, Professor Rohlings-Falschmünzerei auf talmudischem Gebiet. 40 Pf.

Boltze, Instruktion für die Trainsoldaten der Pioniere, der Infanterie, der Jäger und Schützen. 1 Mark.

Brennecke, Dr., Englisches Lesebuch mit Silbenabtheilung, Ton- und Lautbezeichnung, nebst sachlichen Erläuterungen. 2. verm. und verb. Aufl. 1 Mark.

Breysig, Dr. **Alfred**, Grundzüge der deutschen Grammatik für untere und mittlere Klassen höherer Lehranstalten. 3. Aufl. 60 Pf.

Cegielski, Dr. **H.**, Die zweckmäßigsten Ackergeräthe und landwirthschaftlichen Maschinen, ihrer Construktion und Gebrauchsweise nach beschrieben und in 156 Abbildungen dargestellt. 6 Mark.

Crusius und **Dietrich**, Plan der Stadt und Umgegend von Posen. Neu aufgenommen im Jahre 1886 von L. Klein. 4 Bl. Median-Form. Schwarz 5 Mark, Buntdr. 8 Mark.

Dumez, Dr. **Victor**, Ueber Magnetismus und Homöopathie. 75 Pf.

Feilchenfeld, Dr. **W.**, Systematisches Lehrbuch der israelitischen Religion für die reifere Schuljugend. 2. Aufl. 1 Mark 30 Pf.

Gemmel, Dr. **B.**, Der Regierungsbezirk Posen vom sanitären Standpunkte aus statistisch beleuchtet. 1875. 1 Mark 75 Pf.

— Generalbericht über das Medizinal- und Sanitätswesen im Regierungsbezirk Posen für das Jahr 1881. 2 Mark 50 Pf.

— Generalbericht für das Jahr 1882. 2 Mark.

Greulich, Adolph, Disciplin des Musikunterrichts in Form von Censurlisten, zunächst für Pianoforte-Schüler. 1 Mark 50 Pf.

Haupt, Dr. **Otto** und Dr. **Heinrich Krahner**, Vocabularium latinum für Quinta, Quarta und Tertia. Nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt. 5. verbesserte Aufl. besorgt von Prof. Dr. Carl Moritz. 75 Pf.

Heusel, Carl, Friedrichsehre. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk, zugleich ein Supplementband zu den Geschichtswerken über Friedrich den Einzigen. 3 Mark 75 Pf.

— Genealogie des Königshauses der Hohenzollern. 2 Mark 50 Pf.

Herzog, Adolph, Die Entwickelung der gewerblichen Verhältnisse im Regierungsbezirk Posen seit dem Jahre 1815. Nach amtlichen Quellen. 3 Mark.